

Clemens Maria Haertle

Herr, mach ein Ende!

Franz Xaver Haertle
Kriegstagebücher und Briefe
1936–1945





Clemens Maria Haertle

»Herr, mach ein Ende!«

Franz Xaver Haertle

Kriegstagebücher und Briefe 1936–1945

Band 1

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2020 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Lindenstraße 14, D-50674 Köln
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Franz Xaver Haertle

Korrektur: Eva Kessler, Pöcking.
Umschlaggestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Bettina Waringer, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-51358-0

Meinen Eltern
Annemarie und Franz Xaver

Inhalt

Danksagung	9
Vorwort.	13
„Der verfluchte Scheißkrieg!“ – Genesung durch Erzählen	17
Die Tagebücher als Erinnerungsspeicher –	
die Episteln als Kommunikationsmittel	19
Biographischer Überblick.	26
Synopsis aus Episteln und Tagebüchern –	
ein kohärentes Lebensnarrativ	28
Germanistikstudium und Zeichnen – Kampf dem Stumpfsinn.	33
Schreiben unter Zensur und Autozensur	43
NS-Propaganda – enttarnte Lügen!	47
„Wann geht es endlich an die Front?“	61
Literarische Ausflüge gegen den Kriegsalltag	74
Überleben im „Totalen Krieg“ durch Karriereverweigerung.	81
Auf der Suche nach der verlorenen Heimat	95
Krieg – „Umwertung aller Werte“.	100
Bomben über „Deutscheland“ – Krieg in der Heimat.	104
Kein Überleben ohne Feldpost	107
Eheliche Treue – pure Illusion?	123
Depressionen statt Heimaturlaub.	127
Radio, Kintop und Literatur – Normalität im Krieg?	134
Soldatenlyrik als Überlebensstrategie	141
„Nach Russland auf zum Kesseltreiben, Kesseltreiben,	
der Ruß ist unsre Zwölferscheibe, Zwölferscheibe!“	141
Satire, subversive Lust in Wort und Wein.	147
Geheime Saufsache in Ceretolo di Casalecchio	149
„Grande Nation – Grande Saustalle“?.	157
Mord und Tod – Mephistos’ Vermächtnis.	158
„Im Schützengraben gibt es keine Atheisten“	162
„Habe Schweres hinter mir“ – Überleben im Partisanenkrieg.	169
NSFO beim „Kraxler“ – die Rettung!.	182
„De profundis“	193
„Kameradschaft – wenn der Tod sie schmiedet, dann hält sie.“	197
Eine Liebesgeschichte.	202
„Schreibstarre“ aus erdrückender Sehnsucht	208
„Die Frau – der beste (Seelen)-Kamerad“	213

„Warum ausgerechnet ich?“	222
<i>Orthographie</i>	232
<i>Nummerierung der Briefe</i>	232
<i>Diverse Gesamt-Register am Ende des Transkriptions-Kapitels</i>	233
Biographische Übersicht von 1923 bis 1945	
zu Franz Xaver Haertle	234
Numerisches Verzeichnis der Briefe und Tagebücher:	253
Literaturverzeichnis.	255
Abkürzungsverzeichnis	260
Abbildungen	281
<i>Abitur, Reichsarbeitsdienst (RAD), militärische Grundausbildung in</i>	
<i>Augsburg und Funkausbildung in der Gebirgs-Nachrichten-Abteilung 54 in</i>	
<i>der Franz Conrad von Hötzendorf Kaserne Oberammergau</i>	284
<i>Westfeldzug, erste Besatzungszeit in Frankreich (Bar-le-Duc und Paris)</i>	
<i>und Aufmarsch bis zur russischen Grenze</i>	295
<i>Der Angriff auf Russland: Das „Unternehmen Barbarossa“</i>	
<i>und Rücktransport im Sanka</i>	324
<i>Ausbilder in der Conrad von Hötzendorf-Kaserne in Oberammergau</i>	369
<i>Zweite Stationierung in Frankreich</i>	380
<i>Rückmarsch zur Truppe, 2. NSFO in der Kraxlerredaktion in</i>	
<i>Ceretolo di Casalecchio, Flucht und Gefangennahme</i>	397
Personen-, Orts- und Sachregister	404

Danksagung

Als ich mit den Arbeiten an der vorliegenden Edition begann, war mir klar, dass es keine Biographie werden würde oder könnte, denn letztlich sind es nur Lebenssplitter, die in den schriftlichen Zeugnissen erscheinen und damit nur ein Kaleidoskop von Vorgängen, Gedanken und Erinnerungen, die – sofern sie thematisch gebündelt und analysiert werden –, im tertium comparationis zwar typische Charakteristika erkennen lassen, die letztlich aber doch enigmatisch bleiben, also rätselhaft und wohl auch mysteriös, da eine umfassende Analyse mit dem aus den Texten gefiltertem Material ehrlicherweise nicht möglich ist, abgesehen davon, dass es sich um einen relativ kleinen Abschnitt eines sehr langen Lebens handelt. Dennoch ist es kein opakes Spielen und kein metaphorisches Phantasieren, sondern der Versuch, aus den Selbstdeutungen – und deren gibt es viele – jene Elemente zu filtern, die ein Erfassen des Menschen und seiner Geschichte zumindest andeutungsweise möglich machen, im Bewusstsein, dass jeder Biograph die hinterfragten Lebens-Fragmente nach eigenem Gutdünken zusammensetzt, imaginiert und abstrahiert. Denn kein Leben lässt sich – um Pierre Félix Bourdieu zu zitieren – als bloße Abfolge aufeinander folgender Ereignisse begreifen und jede Lebensbeschreibung erweist sich am Ende als eine biographische Illusion, da ein schreibendes Subjekt nie zu einem beschriebenen Objekt mutieren kann.

Es hat auch einige Zeit gedauert, bis mir bewusst wurde, dass nicht ich die Fragen an die Tagebücher und Briefe meines Vaters stellte, sondern sie selbst definierten sie für mich, denn erst im Laufe der Jahre des Transkribierens erkannte ich, dass sein Schreiben cum grano salis eine stetige Vergegenwärtigung seines Seins war, die subtile Wahrnehmung des Augenblicks und das reflektierende Wissen um das Immer-Noch-Lebendig-Sein inmitten von militärischem Stumpfsinn, von Gewalt, sinnlosem Sterben und Tod: es war die letzte Möglichkeit für ihn, jeden einzelnen Augenblick verweilen zu lassen, sofern er denn schön war, und jedem einzelnen die Stirn zu bieten, sofern er ihn bedrohte, auch dann, wenn das Erlebte letztlich nicht mit Worten zu beschreiben, sondern nur zu erdulden und zu durchleben war. Aber auch, um die subversiven Kräfte des Gegen-Etwas-Anschreibens zumindest soweit für sich nutzbar zu machen, dass sie ihm in den Zeiten der Selbstreflexion – horribile dictu – jene kaum zu erfüllenden Zukunftshoffnungen zurückbrächten, die in den neun Jahren Arbeits-, Wehr- und Kriegsdienst permanent in Gefahr waren, für immer und unwiederbringlich verloren zu gehen.

Eine seiner Stärken bestand darin, seinen Emotionen freien Lauf zu lassen, seine Ängste und Depressionen ungeschminkt auch in seinen Schriften zu erfassen und zu

durchleben, aber auch seinen Witz und seine literarischen Ambitionen zu „Wort“ kommen zu lassen – kurz: es ging ihm um die Suche nach Wahrheit und Wahrnehmung und auch diese intrinsische Absicht hatte ich erst sehr viel später erkannt, deckte sich aber mit meiner persönlichen Perzeption aus unserem gemeinsamen Leben und mit seinem ungebrochenen Verantwortungsethos. So bleibt der Wunsch, dass dem Leser aus dem Studium der Tagebücher und Briefe nicht nur ex negativo – wenn schon nicht eine persönliche Vision –, so doch zumindest einige Anregungen und historische Erkenntnisse erwachsen mögen.

Im ersten Band stand auch die Absicht Pate, sowohl die spontane, aber auch die kunstvoll-stilistische Anatomie seines Schreibens wenigstens im Umrissen zu erfassen und das mir überlassene schriftliche Vermächtnis als besondere Quelle weiteren Forschungs-Arbeiten zur Verfügung zu stellen. So gilt denn mein erster Dank ihm persönlich und selbstverständlich auch meiner Mutter, die letztlich jener Spiegel war, in den er während seiner „Plauderstündchen“ sah und die seine Gedanken – meist sehr liebe- und humorvoll – reflektierte.

Dass die vorliegende Edition in dieser Form erscheinen konnte, verdanke ich dem Archiv von Dr. Hermann Haertle, welches nicht nur informativ, sondern auch unterstützend tätig war und mir schon vor längerer Zeit viele familienbezogenen Zusammenhänge, Daten und vor allen Dingen Quellen zur Verfügung gestellt hat, insbesondere aber waren mir die wertvollen Notizen sehr behilflich, welche mit Vetter Hermann bereits vor Jahrzehnten für weiterführende Forschungsarbeiten persönlich überreicht hat.

Es war mir ein besonderes – und dankenswerterweise längeres – Vergnügen, mit Frau Dr. Eva Kessler, die übrigens auch das Korrektorat übernommen hatte, historische und inhaltliche Problemfälle und Ereignisse zu diskutieren und es mag selten geschehen, dass sich aus einer gemeinsamen Arbeit und aus einem gemeinsamen Ziel eine so fruchtbare und nahezu symbiotische Arbeitsebene von solcher Intensität entwickelt, wie es mir – beziehungsweise uns – beschieden war, ganz abgesehen, von ihren eleganten Umstrukturierungen und wunderbaren Ergänzungen und Anregungen. Auch dafür herzlichen Dank.

Nicht zu vergessen wäre Herr Harald S. Liehr, durch dessen fachmännische und reibungslose verlegerische Betreuung das Projekt zuverlässig realisiert werden konnte: es war mir auch hier ein großes Vergnügen, zusammen mit ihm und Frau Dr. Kessler die Edition ins Leben zu rufen.

Ein herzlicher Dank auch an Herrn Prof. Dr. Peter Klein vom Touro-College Berlin für die einführenden Worte: mögen auch sie ein größeres Publikum erreichen.

Wohl dem, der Inspiration und zugleich auch treue Begleitung erfahren darf, gleichgültig wo und wann und in welchen Lebenslagen. Und gerade weil diese Gaben

in der Regel sehr selten gestreut sind, sehe ich mich bei Dessa vom Ilmengrund in tiefer Schuld und zu großem Dank verpflichtet. Mögen uns noch viele gemeinsame Jahre vergönnt sein.

Letztlich aber wäre das Opus nicht entstanden, wenn ich in all den Jahren nicht nur die emotionale und geduldige Unterstützung erfahren hätte, die mir stets zuteil geworden ist, sondern beizeiten auch das resolute Einschreiten – sofern die Arbeitstage immer länger und die Nächten immer kürzer wurden – und mir dann ein durchsetzungsklares „Halt, nicht weiter so!“ dargeboten und mir nicht gleichzeitig mit liebevoller Um- und Weitsicht der Rücken von den alltäglichen Widrigkeiten so verlässlich freigehalten worden wäre, mit einer gehörigen Portion in Vertrautheit gehüllten Humors natürlich: aber nicht nur deshalb gilt mein innigster Dank meiner Frau Verena – es gäbe auch noch viele andere Gründe, die hier aber nicht genannt werden sollten.

Vorwort

Tagebücher von Soldaten und ihre Briefe an die Daheimgeblieben sind in Mode. Seit ihrer Wiederentdeckung als historische Quellen in den 1980'er Jahren dienen sie der Beantwortung ganz unterschiedlicher Fragestellungen. Waren sie zwischen 1914 und 1945 noch in Anthologien zur erbaulichen Propaganda für die Heimat publiziert worden, so wurden sie nach dem Zweiten Weltkrieg zur Illustration von Heimatchroniken verwendet, um die Verbindung zwischen Einwohnern und den örtlichen Regimentsangehörigen „draußen“ zu dokumentieren. Sie dienten als Annexe im Heer der grauen Literatur von Regimentshistoriographien in Veteranennetzwerken oder zirkulierten als Einzelnachweise für begangene oder gesehene Kriegs- und NS-Verbrechen. Sie füllten Memoiren und Biographien als Zeugnisse lebensgeschichtlicher Brüche ebenso wie als Nachweis kontinuierlich aufrecht erhaltener Lebenswerte.

Die geschichtswissenschaftliche Anerkennung dieses Quellenmaterials verknüpft sich signifikant mit zwei historiographischen Tendenzen der bundesdeutschen Geschichtsschreibung: Die Entdeckung des Alltags als erforschenswerter Erfahrungsraum sowie die moderne, von der traditionellen Operationshistorie emanzipierte Militärgeschichte. Der Krieg des kleinen Mannes sowie der Alltag im Krieg als Gesellschaftszustand waren historische Perspektiven, die zu erforschen nur dann gelingen konnte, wenn Selbstzeugnisse erstens in genügender Anzahl und zweitens möglichst authentisch vorliegen. Doch in beiden Voraussetzungen liegen auch die Grenzen des Materials begründet. Wer den Krieg von unten als Erfahrungs-, Deutungs- und Wahrnehmungsgeschichte deutscher Soldaten analysiert, hat mit der Überlieferung in Archiven und Sammlungen keine repräsentativen Mengen an Dokumenten vor sich. Wenn in zwei Weltkriegen Millionen deutscher Soldaten Milliarden von Briefen schrieben und sich Millionen von Tagebüchern anvertrauten, dann liegt das Missverhältnis auf der Hand. Und auch um die Authentizität der Wiedergabe des Erlebten ist es schlecht bestellt. Die Soldaten wussten von der Militärzensur und übten sich daher in Selbstzügelung sowohl bei politischen Einschätzungen als auch bei erlebten oder begangenen Verbrechen. Formulierungen wie „später einmal mündlich mehr“ zeigen der Forschung deutlich, dass die als lebensversichernde Rückbindung eines „Kriegers“ mit seinen zivilen Angehörigen zu verstehende Korrespondenz nicht die authentische Wiedergabe und Deutung des Erlebten umfasst – sei es aus Rücksicht auf die Adressaten oder aus Furcht vor der Überwachung. Dies betrifft übrigens auch Tagebücher, die in die Heimat zurückgesandt wurden.

Die private schriftliche Verarbeitung des Soldatendaseins ist geschichtswissenschaftlich gesehen jedoch nicht wertlos. Gegenüber den vor einigen Jahren ausge-

hobenen und analysierten abgehörten Gesprächen deutscher Kriegsgefangener genießen diese Selbstzeugnisse ja den Vorteil, erlebnisnah verfasst worden zu sein. Und auch wenn man nie von Repräsentativität schreiben kann, so zeigen die überlieferten Ego-Dokumente wiederkehrende Parameter, wie etwa soziale und topographische Raumbeschreibungen, Stereotypisierungen von Bevölkerungen, die emotionale Befindlichkeit sowie physische Zustände durch Ernährung, Einsatz und Reinlichkeit. Doch die Analyse auch großer Mengen an überlieferten Briefen nach diesen Parametern gleicht einem Blick durch das Kaleidoskop. Stets wechselt die Zusammensetzung, die Farben changieren und täuschen geometrische Ordnungen vor, wo doch Unwissen herrscht. Wer waren die Autoren von Tagebüchern und Liebesbriefen, in welchen Situationen griffen sie zur Feder? Wie oft schrieben sie? Ist dies der einzig überlieferte Brief? Wenn Tagebucheinträge auf Erklärungen verzichten, weil die Ich-Verständlichkeit des Schreibers vorausgesetzt ist, was bedeuten dann entgegen der Kalligraphie in Großbuchstaben gesperrt geschriebene Orte mit drei Ausrufungszeichen? Warum wurden einzelne Seiten herausgerissen?

Derlei Fragen an die Quelle verdeutlichen nur eines: Der Soldat muss mit seinen schriftlichen Zeugnissen in Umrissen bekannt sein – er darf nicht erst durch die Zeugnisse bekannt werden. Kontextualisierung von biographischer Individualität im Prozess der Sozialisation ist genauso notwendig wie die Rekonstruktion dienstlicher Einsätze, dynamischer Kameradschaftsverhältnisse oder der Rangaufstieg. Wer war der kleine Mann in Uniform, dessen Perzeption des Krieges uns gewiss werden lassen soll, wie der Krieg von unten erfahren wurde? Man ahnt den immensen Rechercheaufwand, der hinter der seriösen Quellenkritik steckt.

Theoretisch durchgespielt erfordert die wirklich erhellende Lektüre individueller Selbstzeugnisse, erlebnisnah entstanden, also einen uns bekannten Soldaten, der aufzeichnen will, der sich archiviert wissen will, dessen biographische Rekonstruktion ebenso gelingt wie seine Einsätze, und der seine Briefe und Tagebuchaufzeichnungen für gedankliche Reflexionen nutzt. Ein Mann, der vielleicht ohnehin schon vor 1939 Tagebuch schrieb, der einer topographischen Region entstammt, die ihn landschaftliche Veränderungen im Einsatz spürbar werden lassen. Einer, der die private Kommunikation deswegen ausnutzt, weil er die frische Liebe seines Lebens am Geschehen und den Gedanken teilhaben lassen will, um emotionale Bindungen trotz Abwesenheit zu festigen.

Man müsste ihn in seiner Schriftlichkeit kennen lernen. Das heißt ihn im Kampf und bei der Langeweile gleichermaßen nachverfolgen können. Und, wenn Langeweile der Ursprung von Kreativität ist: Malte, dichtete, fotografierte unser Protagonist und wandte er denselben Archivierungstrieb an? Las er viel?

Seine Reflexionen über das Erlebte müssten auch situativ kontextualisierbar sein

– man müsste einen zweiten Tagebuchschreiber haben, der im selben Regimentsrahmen oder benachbart eingesetzt war. Auch eine Regimentsgeschichte wäre günstig, weil Scharmützel auf Kompanieebene in Divisionstagebüchern höchstens einen Halbsatz wert sind. Zwei fremde Perspektiven also, die das Geschehen ebenfalls verzeichnen, um unseren schreibenden Soldaten noch stärker konturieren zu können.

Franz Xaver Haertle ist so ein schreibender Soldat gewesen. Mit ziemlich genau 23 Jahren zog der Abiturient aus Niederbayern von seinem Heimatstandort Oberammergau als Funkausbilder in den Krieg. Als Unteroffizier in einer Nachrichtenkompanie sollte er es zum Kompaniefeldwebel bringen. Kampfeinsätze in der Sowjetunion 1941 und Partisanenkampf in Italien 1944 wechseln sich ab mit dem Heimatstandort und dem besetzten Frankreich. Er kümmert sich um seine Briefe, ermahnt zur Archivierung und schafft einen Fundus von fast 450 Schreiben bis Kriegsende und fünf Tagebüchern zwischen 1936 und Mitte Dezember 1941. Er zeichnet und fotografiert, wann immer es die Zeit erlaubt.

Der zweite Tagebuchschreiber existiert ebenfalls und hinterlässt vier Tagebücher für die Jahre 1940 bis 1943, wo ein Zusammentreffen mit Haertle verzeichnet ist. Letztlich existiert eine Regimentsgeschichte.

Die Ausgangslage, den Hauptfeldwebel Haertle im Krieg mit seinen Erfahrungen und Deutungen kennen zu lernen, ist für dieses geschichtswissenschaftliche Untersuchungsfeld optimal. Es wundert nicht, dass die Parameter weidlich bedient werden. Der junge Mann, der sich als künftiger Student der Germanistik und Literaturwissenschaft sah, reflektierte auf hohem sprachlichem Niveau. Die Kommentierungen führen den Leser durch die Ich-Ebene der Tagebücher, sie verdeutlichen Ironie und Zorn, Kameradschaft und Offiziersverachtung, Träumereien und Entsetzen. Und hier gipfelt das Projekt gewissermaßen: Transkription, Kommentierung, Fotozuordnung und eine hervorragende, weil zurückhaltende Einleitung, wurden von Clemens Maria Haertle geleistet – dem Sohn, der schon als Kind die Erinnerungen des Vaters kennen gelernt hatte.

Berlin, im Januar 2019

Peter Klein

„Der verfluchte Scheißkrieg!“ – Genesung durch Erzählen



Franz Xaver Haertle, März 1945.

Acht Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges geboren zu sein heißt nicht, vom Krieg nichts mitbekommen zu haben, denn wir Kinder der ersten Nachkriegsgeneration hatten ja diejenigen zu Vätern, die den Krieg „mitgemacht“ hatten. Und wir hatten diejenigen zu Müttern, die diesen Krieg nicht weniger bitter durchlitten hatten. Viele dieser Menschen, die draußen im Felde standen oder im Bombenhagel zu Hause in den Städten überlebt hatten, haben versucht, ihr Nachkriegsleben auf der Basis einer mehr oder minder gut gelungenen Verdrängung auf ein allgemein akzeptiertes Normalmaß des Schweigens oder kollektiven Lügens zurechtzubiegen: für sie alle galt es nach dem Zusammenbruch nach vorne zu sehen, den Wiederaufbau anzupacken und das Gewesene möglichst schnell zu vergessen.

Mein Vater hatte indes eine andere Rezeptur zur Überwindung seiner Traumata ge- und erfunden und dieselbe über mehrere Jahre hinweg geflissentlich beibehalten: sofern mich meine Erinnerungen nicht trügen, war ich ungefähr 12 bis 13 Jahre alt, als er irgendwann nach dem Abendessen, inmitten seiner Bibliothek vor einem riesigen bücherbeschwerten Tisch sitzend, mit einem Glas Rotwein darauf und einigen Schachteln Zuban- oder Salem-Zigaretten – und diese selbstverständlich auch kettenrauchend – damit begann, Episoden aus dem Krieg zu erzählen, diese wahren, weil selbsterlebten Geschichten voller Grausamkeiten, Gewalt, Tod, Zerstörung und Vernichtung, Erzählungen, die dem Jungen, der wie gebannt vor ihm im Sessel saß, so manchen Schauer über den Rücken jagten, aber nicht deshalb, weil er die verhängnisvollen historischen Dimensionen und Tragödien hinter diesen Worten einzuschätzen wusste, sondern schlicht deshalb, weil sie mindestens, oder besser gesagt: noch sehr viel spannender waren als der *Simplicius Simplicissimus* von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, den ich damals stellenweise auswendig zitieren konnte, oder Hermann Melvilles’ „*Moby-Dick*“, Charles Dickens’ „*Oliver Twist*“ oder auch Karl Mays „*Winnetou*“ oder „*Der Schatz im Silbersee*“. Und seine Erzählungen waren noch sehr viel dramatischer, als jene Abenteuerbücher, die in langer Reihe auf dem

Bücherregal über meinem Bett griffbereit zur Lektüre lagen ... denn die Kriegsgeschichten meines Vaters waren schlichtweg authentischer und für mich weit intensiver nachvollziehbarer, weil sie im Hier und Jetzt und sehr emotional und bildhaft erzählt wurden und weil der Erzähler in seiner zunehmender Rage nichts an Grausamkeiten und Gewalttaten verschwie, sondern sich zunehmend in einem selbstvergessenden Redeschwall in all die erlebten furchterregenden Einzelheiten hineinsteigerte und zugleich das Erzähltempo erhöhte und am Ende schließlich so manches Mal sein Fortissimo in einem urplötzlichen Fluch über den „verdammten Scheißkrieg“ endete – welchem dann für den Zuhörer ein rhetorisch sehr wirkungsvolles, weil langes Schweigen folgte, gepaart mit einer Mimik zürnenden und wütenden Erinnerns.

Das waren dann einige Minuten Zeit zum Nachdenken oder Nachzittern für mich, der dies alles zwar äußerst spannend gefunden, in seiner globalhistorischen Bedeutung aber nicht wirklich einzuordnen verstanden hatte, genügend Zeit auch für mich zum Nachschauern, weil das eben Erlebte – wie gesagt – ungemein eindrucksvoller gewesen war als jeder Abenteuerroman. Und Zeit zum Durchatmen und Nachsinnen. Daraufhin war der Abend – jedenfalls für mich – in aller Regel zu Ende. Mein Vater zündete sich die nächste Zigarette an, schickte mich ins Bett und widmete sich dem restlichen Rotwein. Diese atemberaubenden Vorträge ereigneten sich ungefähr ein bis zwei Mal pro Woche und wurden bald ein wesentlicher Bestandteil meines jungen Lebens.¹

Das war seine Methode: nicht vergessen, sondern erzählen. Nach – jedenfalls für mich erinnerten – vier bis fünf Jahren hatte er sich auf diese Weise offensichtlich weitgehend „regeneriert“ – 25 Jahre nach Kriegsende. Selten kam es in den Folgejahren noch vor, dass er über Kriegseignisse berichtet hätte. In der Regel immer nur dann, wenn er gefragt wurde oder wieder einmal einer seiner „Alten Kameraden“ zu Grabe getragen wurde. Dann brachen unvermittelt einzelne Kriegsgeschichten aus ihm hervor, Erinnerungen, die sich allerdings nie in ein erklärendes Verzeihen oder mildes Verbrämen kleideten, sondern ausschließlich in meist sehr herbe, abfällige und schonungslos ätzende Worte. Der Krieg: nun, er blieb für ihn in seiner Bilanz zeitlebens ein „verfluchter Scheißkrieg“. Und „Sie“, die Verantwortlichen: Sie verblieben für ihn nichts als gemeine, verachtungswürdige und gottverfluchte Verbrecher.²

-
- 1 Ohne dies beabsichtigt zu haben, hat sich die Bearbeitung seiner Tagebücher und Briefe – das Lesen derselben und ihre Transkription einschließlich der sehr zeitaufwendigen chronologischen Rekonstruktion der vielen Fotografien – zu einer Art posthumen Dialog mit meinem Vater entwickelt. Im Abgleich mit den vielen Gesprächen, die wir geführt haben, verstehe ich nun auch den von ihm gerne zitierten Satz: „Wer neugierig ist, wird schneller alt.“ – Während die transkribierten Tagebücher und Briefe die ursprüngliche Orthographie wiedergeben, wurde hier die allgemein übliche Schreibweise beibehalten.
 - 2 Das blieb auch so, als er nach dem Krieg Konrad Adenauers Kollaboration mit den NS-Eliten in den

Die Tagebücher als Erinnerungsspeicher – die Episteln als Kommunikationsmittel

Neben seinen Erzählungen, die mir persönlich noch erinnerlich sind, existieren zwei Skizzenbücher, die hier nicht ediert werden,³ und insgesamt 5 Tagebücher für die Zeit vom 2. April 1936 bis zum 19. Dezember 1941, wobei sich Band 5 in einem erstaunlich guten Zustand befindet, angesichts der Tatsache, dass er ihn vom Dezember 1940 von Paris aus und bis Ende Dezember 1941 bis kurz vor Moskau stets mit sich geführt hat – auch während der Kämpfe. Den weitaus größten Bestand stellen jedoch die Briefe dar, die sich nahezu komplett erhalten haben und maximal bis zu 15 eng beschriebene Seiten umfassen:⁴ Der erste von ihnen an das „Annchen“, bzw. an das Fräulein „Annemarie Dedler“⁵ aus dem Gasthaus „Zum weißen Lamm“,⁶ seiner nachmaligen Gattin mit dem Taufnamen Anna Rosa, stammt vom 7. Dezember

ersten Jahren der jungen Bundesrepublik erleben musste: er mochte und konnte nicht akzeptieren, dass all die Generäle, Juristen, Richter, Staatsanwälte, Mediziner und das Heer von Regierungsbeamten, die sich dem NS-Regime willfährig gezeigt hatten, ungeschoren in ihre Ämter und „Posten“ zurückgekehrt waren. – Eine kritische und durchaus ernüchternde Bilanz zieht auch der französische Schriftsteller G. Hyvernaud, der 1940 während des Westfeldzugs in deutsche Gefangenschaft geriet und für die darauffolgenden 5 Jahre in Pommern interniert war: „Zieht ein Mensch Bilanz aus dem, was das Leben ihn gelehrt hat, gelangt er schnell ans Ende seiner Rechnung. Was er da aufzuzählen hat, ist nie wirklich scharfsinnig, nie wirklich tiefgründig. Aber wenigstens gehört es ihm. Er hat es gekauft und bezahlt, zu seinem Preis aus Schweiß und Blut. Er hat es sich nicht geborgt. Er spricht es nicht anderen nach. Er kann es seinem Kind zum Geschenk machen.“ Georges Hyvernaud, *Der Viehwaggon*, Frankfurt am Main 2007, S. 183.

- 3 Das ältere datiert aus den Jahren 1931 bis 1937 und enthält Bildskizzen, Zitate, Gedichte und Aphorismen, im zweiten aus der Zeit von 1952 ff. finden sich diverse Erzählungen, familiäre Kurzberichte und einige Verse.
- 4 Beispielsweise Brief 410 vom 18. Juli 1944, Seite 4: Hier nimmt er sich selbst auf den Arm bezüglich der ellenlangen Briefe: „[...] Dein Bub bleibt immer der alte. Und in trüben Stunden glaubt er sogar, dass er eine kohlrabenschwarze Mohrenseele habe. Du musst ihn lieb haben, [...] dann scheint ihm alle Sonne. Und der Kaiser von Groß-China kann ihm die Fußsohlen kitzeln. [...] Du, das wird wieder ein Ungeheuer von einem Brief. Und dabei kommt das Wort „Brief“ aus dem lateinischen „brevis“ – und d. h: Kurz! Wenn das nicht Paradoxie in höchster Vollendung ist, will ich Hans heißen! Heißt er schon. Nämlich heiße ich [...] Johann Justin Franz Xaver!! Du kannst also auch „Just“ zu mir sagen!“ Ähnlich in Brief 54 vom 7. Oktober 1942: „Gott, ist der Brief (heißt eigentlich latein. breve = kurz) wieder lang geworden.“
- 5 Taufname Anna Maria Rosa, gerufen Anni, Annchen, Annemarie oder Annemie.
- 6 Als er das „Weiße Lamm“ am 16. September 1939 zum ersten Mal betrat, wusste er noch nicht, dass es zum Dreh- und Angelpunkt seines Lebens werden würde: fünf Tage vorher, am 11. September 1939, war er als Funkausbilder von Augsburg in die Kaserne nach Oberammergau abkommandiert worden.

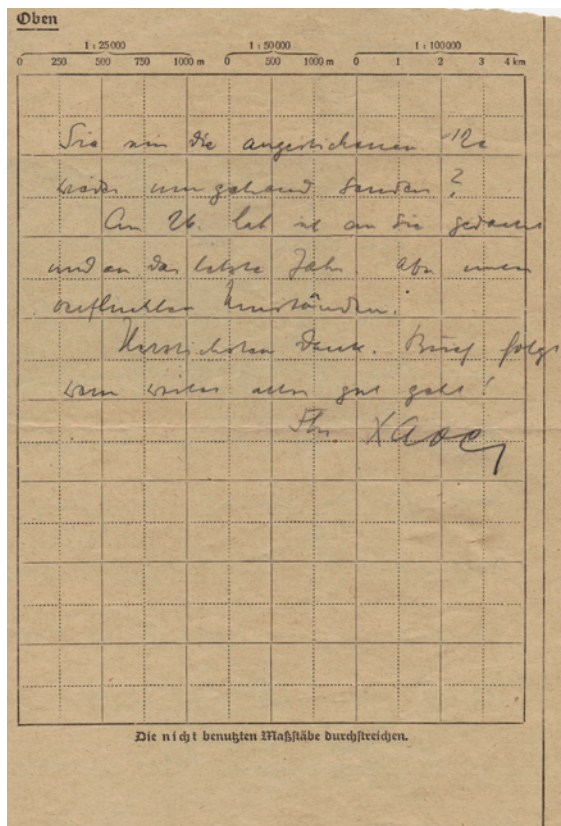
1939 und der letzte, Nummer 449, datiert auf den 5. April 1945: diese vom Autor als „Dialog“ oder „Plauderei“ verstandenen Briefe ersetzen im Laufe der Zeit seine Tagebücher – die ihm in erster Linie als diaristische Erinnerungsspeicher dienten – und wurden auf diese Weise zum zentralen Kommunikationsmittel zwischen den beiden.

Sind in vielen Tagebucheinträgen und Briefen die emotionalen Stimmungen des Verfassers durch die konkrete sprachliche Ausdrucksweise und die basalen Eigenschaften⁷ der Texte zu erkennen, so vermitteln sie in ihrer realen Sinnlichkeit weitere Eindrücke in Form von Weinflecken, Kaffeespritzern oder Tintenklecksen.⁸ Dazu kommt – besonders in den Briefen – das haptische Element des jeweiligen Papiers, welches er zum jeweiligen Zeitpunkt gerade zur Verfügung hatte: feines Schreibpapier mit unterschiedlichen Weißgraden, reißfestes oder sprödes Material mit ungleichen Volumina oder Grammaturen, schlichte Formulare aus der Schreibstube in DIN A5-Format oder Notizzettel ungleicher Größe. Immer aber kommt durch die Schriftzüge des Schreibers und ihre bloße Materialität eine fesselnde Sinnlichkeit zum Tragen, die allerdings via Deskription nicht zu erfassen ist. Verschiedenartige Tinten, die mit ungleichen Federn zu Papier gebracht wurden, lösen Bleistifte unterschiedlicher Härtegrade ab und in einigen wenigen Fällen – in der Regel, um Drolliches zu erzählen – wird die Schreibmaschine benutzt. Diese Charakteristika einer vielfältigen Haptik vermitteln neben den Texten und den vielen kleinen rhetorischen und verbalen Erfindungen einen lebendigen Eindruck zum einen über den Autor selbst, aber auch ihrer materiellen Genese. Dadurch werden sie zu wertvollen Zeitdokumenten mit großer Authentizität.

Diejenigen allerdings, die ihm von seiner Verlobten zugegangen waren, mussten – wie allgemein üblich – bei jedem Stellungswechsel vernichtet werden, um nicht in die Hände der Gegner zu fallen, was zur Folge hatte, dass diese Briefe nicht mehr existieren: „Jetzt muss ich dann was Hartes tun. Meinen geliebten Akt „Annemie“ verbrennen [...] alle Deine Briefe, in einem grünen Akt gesammelt. Es ist aber un-

7 Insbesondere durch die sehr differenzierten Schreibrhythmen, den oft verkürzten Satzbau, die Grammatik und durch viele phantasievolle Wortkürzel und -spiele.

8 In der Regel handelt es sich um DIN A 4-Formate 21,0 x 29,7 cm, bzw. etwas verkleinert mit 21,0 x 27,0 cm, und um nur sehr wenige zugeschnittene Blätter. Vier Tagebücher sind ein gebundenes Heft mit schwarzem Einband, drei von ihnen liniert, eines quadriert, im Format 16,2 x 20,5 cm (2 Stück) und 14,6 x 21,0 cm; ein gebundenes Heft mit hellbraunem Einband, bedruckt mit: Unsere Wehrmacht / Tagebuch der deutschen Jugend, 14,6 x 21,0 cm; ein gebundenes Buch mit Leinenrücken und handgeschöpftem Daphnepapier, 17,0 x 22,6 cm. Heft 1: 2. April 1936 bis 3. Oktober 1937; Heft 2: 16. Oktober 1937 bis 5. Juli 1939; Heft 3: 8. Juni 1939 bis 29. Oktober 1939; Heft 4: 1. November 1939 bis 3. Dezember 1940; Heft 5: 5. Dezember 1940 bis 19. Dezember 1941; und schließlich zwei Tage- bzw. Notizbücher nach 1945. Die Tagebucheinträge und Briefe sind meist in Deutscher Kurrent-Schrift geschrieben mit zum Teil sehr stark wechselndem Schriftbild.



War das Briefpapier zu Ende oder hatte er im Schützengraben nichts anderes zur Verfügung, griff er auf andere Schriftträger zurück: Formblatt / Meldebogen vom 25. Juli 1941 (Brief 33), geschrieben in einem Erdloch während der Kämpfe nach der Überschreitung des Pripret: „[Können] Sie mir die angestrichenen 12e wieder umgehend senden? Am 26. habe ich an Sie gedacht und an das letzte Jahr. Aber unter verfluchten Umständen. Herzlichen Dank. Brief folgt, wenn wieder alles gut geht! Ihr Xaver.“

möglich, dass ich diesen Akt mitnehmen könnte. Und so muss ich denn schweren Herzens an die Vernichtung gehen. Aber sie alle – Deine lieben, oft so lieben Briefe – haben ja ihren Zweck erfüllt. Mir Freude gebracht! Und dazu beigetragen, dass Dein liebes Bild nie in meinem Herzen verblassen konnte.“⁹

Er wusste, dass seine Briefe von der Rezipientin gesammelt und aufbewahrt wurden und hielt dies einerseits ganz offensichtlich für sehr schmeichelhaft, andererseits aber maß er ihnen keinen besonderen historischen Wert zu: „Es ist gut, dass Du alle meine Episteln in Händen hast.“¹⁰ Kriegst eine nette Sammlung bis Kriegsende. Willst

⁹ Brief 398 vom 6. Juni 1944.

¹⁰ Ähnlich in Brief 286 vom 27. Oktober 1943: „Gut, dass Du meine Briefe, so „wertlos“ sie auch sein mögen, alle weiterhin gesammelt hast! Stehen doch darin so viele Probleme, meist nur angedeutet, angeschnitten, die uns in Zukunft einmal noch manche Stunde beschäftigen werden! – Nicht? Ich kann ja Deine Briefe leider, wegen der Umstände hier in Feindesland, nie länger aufheben! Du verstehst doch?“ Was er selbst von seinen Briefen hielt, formulierte er in Brief 66 vom 18. Oktober



Gasthaus „Zum weißen Lamm“ in Oberammergau um 1930, im Hintergrund der „Kofel“, der Hausberg des Dorfes.

Du sie nicht lieber dem „heißen Element“ anvertrauen? Zeitdokumente sind es nun doch gerade nicht.“¹¹

Er war in seine Zeit hineingeboren und lebte trotz seines nahezu permanenten Fernseins und seiner jahrelangen militärischen Aufgaben in Frankreich, Russland und Italien nicht außerhalb der Gesellschaft oder jenseits jener auch von anderen Zeitgenossen erstrebten Werte, Zukunftshoffnungen oder Zielvorstellungen und kommunizierte auf den unterschiedlichsten Ebenen mit der „Heimat“. Ob er deshalb ein exemplarisches Leben geführt und in seinen Schriften den Zeitgeist in allen seinen

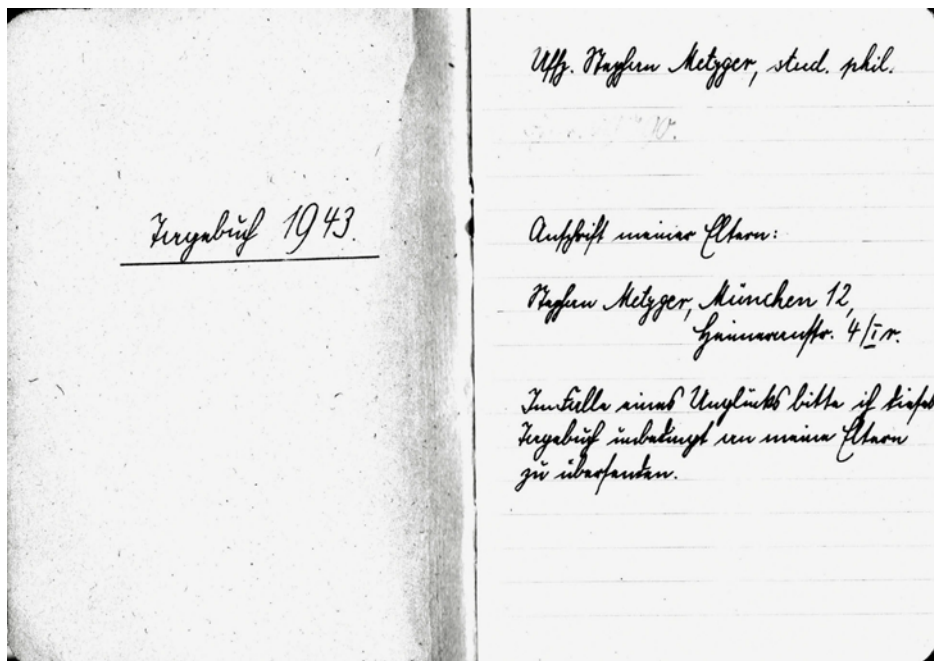
1942: „Aber sammeln sollst Du diese Blätter nicht. – Sie sind nichts wert.“ Seine Briefe bezeichnet er vielfach als „Episteln“ und es ist durchaus anzunehmen, dass er dies parodistisch meinte: kannte er doch die beiden berühmten Bücher „Epistolae“ (= Briefe) des Horaz, abgesehen davon, dass eine Epistel als literarische Gattung traditionell länger und kunstvoller war als ein gewöhnlicher Brief. In der Tat waren viele seiner „Episteln“ sehr umfangreich, manche durchaus konstruktiv durchdacht, aber nicht immer wirklich so kunstvoll gewebt, wie die klassischen Vorbilder – und das wusste er selbstverständlich auch. Um den Übergang vom Kriegsalltag in den Nachkriegsalltag zu beleuchten, wurden hier auch noch alle acht vorhandenen Briefe nach dem Ende des Krieges aus dem Jahr 1945 erfasst: damit liegt eine Gesamtdokumentation aller schriftlichen Zeugnisse vor.

11 Brief 83 vom 8. November 1942. Verkürzt könnte man sagen, sofern die Briefe und Tagebücher als „Literatur“ gewertet werden, dass diese berichten, *wie* etwas geschah und *wie* es den Menschen erging, der Historiker hingegen würde hinterfragen, *was* geschehen ist.

Nuancen erfasst hat, muss wohl bezweifelt werden, da seine Lebenszeugnisse – wie die aller anderen Tagebuchautoren auch – zunächst einer subjektiven Auswahl des Schreibers und natürlich auch jenen zufälligen Lebensumständen unterworfen sind, in die er in den 9 Jahren seiner Dienstzeit zunächst als Arbeiter in den Reichsarbeitsdienst, dann als Rekrut und schließlich als Soldat in die Wehrmacht befohlen wurde. Naturgemäß entstehen daraus im biographischen wie historischen Kontext zunächst ein primär militärisch geprägtes Kaleidoskop und schließlich eine vom Kriegsleben geprägte Charakterologie, eine Aneinanderreihung schier endlos erzwungener militärischer Auftritte, aber nur wenige fragmentarische Zeugnisse des anderen, des zivilen Menschen. Außerdem besitzt jeder Verfasser von Tagebüchern und Briefen im Gegensatz zum Memoirenschreiber keinerlei Überblick über das Gesamtgeschehen und kann deshalb dessen weiteren Verlauf bestenfalls nur durch Spekulationen und empirische Reflexionen abschätzen – mit all den Gefahren, die eine diaristische Analyse aus der Gegenwart heraus in die Zukunft hinein mit sich bringt.

Einen glücklichen Umstand stellen vier weitere Tagebücher aus der Feder Stephan Metzgers dar, der zunächst zwar nicht in der gleichen Kompanie wie F. X. Haertle eingesetzt wurde, wohl aber zur gleichen Zeit und nur wenige Kilometer entfernt am „Barbarossa-Feldzug“ teilgenommen hatte. Dann aber, ab April 1943, gleichfalls in der Standortkaserne in Oberammergau stationiert war und von dort zusammen mit ihm in Frankreich einige Monate gemeinsam gedient hatte.¹² Diese Diarien sind nicht nur wegen ihrer örtlichen und zeitlichen Nähe eine wertvolle Ergänzung, sondern auch, weil der Verfasser das Geschehen aus dem Blickwinkel eines tiefgläubigen Christen betrachtet und die vollkommen unterschiedlichen basalen Eigenschaften im

12 Der erste Kontakt zwischen den beiden dürfte im Oktober 1939 in Oberammergau stattgefunden haben: von dort wurden beide zum Truppenübungsplatz Heuberg kommandiert, waren 1940 zusammen an der Maginot-Linie und hatten den Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni über den Bug miterlebt. Nach der Genesung von seiner Verwundung (am 17. März 1941 bei Bolchow) wurde Stephan Metzger ab August erneut nach Oberammergau kommandiert und verbrachte als Besatzungssoldat das Jahr 1943 in Beaune und Gap, bis er im Frühjahr 1944 zu einem Funkmeisterlehrgang nach Glatz beordert wurde. Von da an trennen sich beider Wege: die Monate von Mai bis August 1944 verbrachte Stephan Metzger in der Heeresnachrichtenschule in Glatz (heute: Klodzko, Woiwodschaft Niederschlesien) und wurde im Dezember zur 275. Infanterie-Division nach Flensburg versetzt. Von dort erfolgte sein Einsatz im Februar 1945 am Brückenkopf Guben an der Lausitzer Neiße, wobei die russische Großoffensive im Raum Frankfurt an der Oder den Rückzug in die Nähe Berlins erzwang. Am 1. Mai erfolgte schließlich seine Gefangennahme bei Trebbin – südlich von Berlin – und bis zu seiner nächtlichen Flucht aus dem Steinkohle-Bergwerk und dem Gefangenenlager Makoschau bei Hindenburg am 15. März 1947 sollte er dort unter Tage Zwangsarbeit leisten. Nach seiner Flucht tauchte er in Glatz bei einer Familie unter und verdingte sich bis August 1947 als Hilfsarbeiter, bis ihn ein Flüchtlingstransport nach Finsterwalde brachte und er am 22. August 1947 seine glückliche Rückkehr nach München feiern konnte.



Tagebuch von Stefan Metzger

„Tagebuch 1943. Uffz. Stephan Metzger, stud. phil.

Anschrift meiner Eltern: Stephan Metzger, München 12, Heimeranstr. 4 / I r.

Im Falle eines Unglücks bitte ich dieses Tagebuch unbedingt an meine Eltern zu übersenden.“

Widerschein der beiden Tagebuchgruppen viele erhellende Analysen ermöglichen.¹³ Auch diese sind durch ihre überzeugende Authentizität und besonders durch ihre gedankenvollen Analysen bezüglich gelebter – oder in schweren Kriegszeiten – eben nicht mehr umsetzbarer christlicher Werte und Vorstellungen einzigartige Zeitdokumente, die hier zum ersten Mal in Auszügen veröffentlicht werden.¹⁴

13 Vgl. dazu die Briefe 118 vom 6. April 1943 und 119 vom 10. April 1943 und die dort vorzufindenden Anmerkungen: ab April 1943 taucht Stephan Metzger erstmals in den Briefen von F. X. Haertle namentlich auf. Die Tagebücher umfassen den Zeitraum vom 26. Mai 1940 bis zum 31. Dezember 1943: es handelt sich um insgesamt vier Quartbücher, drei davon im Format von ca. 20 cm x 16 cm und ein Exemplar im Format von 8,5 cm x 13,5 cm. Sie wurden nahezu ausschließlich mit Bleistift geschrieben, teilweise in Stenographie und enthalten neben Planskizzen auch einige Illustrationen. An dieser Stelle sei Herrn Bert Metzger für die Zurverfügungstellung der Tagebücher seines Vaters herzlich gedankt.

14 So initiiert er beispielsweise das Tagebuch von 1941 im feierlichen Zeremonial-Stil und in Anlehnung an die mittelalterliche Weiheformel „Cum Deo“ mit „Im Namen des Herrn ins neue Jahr!“ oder beginnt das Tagebuch von 1943 mit dem Motto „Mit uns Christus im Volk!“.

Gleichermaßen ist in diesem Zusammenhang sowohl Franz Mayerhofer¹⁵ zu würdigen, der die verdienstvolle Geschichte des Grenadier-Regiments 315 der Bayerischen 167. I. D. – der Almhütten-Division – verfasst hat und schließlich auch Bernd M. Messerschmidt, der als Kompanieführer der 12. Kompanie des I. R. 315 Tagebuchaufzeichnungen¹⁶ vom Geschehen an der russischen Front hinterlassen hat und außerdem auch noch von der russischen Seite Daniil Granin mit seinem autobiographischen Roman „Mein Leutnant“¹⁷ und Viktor Nekrassow mit „Stalingrad“. Ergänzend zu diesen werden an geeigneten Stellen auch französische Autoren zitiert, unter anderen Paul Dreyfus mit seiner „Histoire vécue de la résistance“ oder Georges Hyvernaud mit seinem Roman „Der Viehwaggon“. Diese Autoren werden – neben einigen weiteren – ergänzt durch die Kriegsaufzeichnungen von Felix Hartlaub „In den eigenen Umriss gebannt“ oder Heinrich Gerlachs Erlebnisroman „Durchbruch bei Stalingrad“. Synoptisch und im entsprechenden Kontext zitiert ergibt sich daraus ein detailreiches und kohärentes Lebensnarrativ – ein Erlebnisbericht, wie er besonders in Hinblick auf die Tagebücher und Briefe in dieser Komplexität wohl nur selten vorliegen mag.

15 Franz Mayerhofer fasste in seiner Regimentsgeschichte von 1975 neben den Unterlagen des Bundesarchivs, Abteilung Militärarchiv Freiburg i. Br., ebenfalls zahlreiche unveröffentlichte Aufzeichnungen und mündliche Berichte zusammen. Der umfangreiche Band bietet viele Karten und Fotografien und dokumentiert die Ereignisse aus diesen Quellen chronologisch von Tag zu Tag. Die im Folgenden zitierten Angaben zur taktisch-technischen Ausrüstung der Streitkräfte und zur zahlenmäßigen Übersicht über die Verteilung der Heeresgruppen stammen in der Regel aus dieser Regimentsgeschichte: die divergierenden Angaben in der umfangreichen Spezialliteratur zur tatsächlichen quantitativen Präsenz der Streitkräfte und ihrer Bewaffnung können hier nicht Gegenstand der Analyse sein, zumal die Angaben Mayerhofers zumindest ein tendenziell zutreffendes Bild vermitteln.

16 Siehe BA-MA, RH 37/6052: Tagebuchaufzeichnungen vom 27. V. 41 – 5. XI. 41.

17 Der 1919 geborene russische Erzähler Daniil Granin schreibt aus seinem eigenen Kriegserleben heraus und folgt weder der offiziellen russischen Geschichtsschreibung noch irgendeiner anderen: der Schriftsteller erzählt aus seiner subjektiven Sicht seine Wahrheiten und seine Wahrnehmungen und nimmt sich die Freiheit, darüber zu berichten, was in keinem Geschichtsbuch zu lesen ist und auch Historiker nicht beschreiben können – die schrecklichen Grausamkeiten des Krieges, die er trefflicherweise „Schützengrabenwahrheiten“ genannt hat. Das Vorwort verfasste Helmut Schmidt.